

Alfred Huggenberger [Schluss]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 29

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636785>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Winkelried mit dem Arm voll Speißen, Eidgenossen mit Morgenstern und Hellebarte auf die Ritter einstürmend, die trotzig mit ihrem Speerwald drängen. Ueber der Mittelgruppe hält eine schöne Mädchengestalt in lichtem Kleide als Helvetia den Ehrenkranz mit der Inschrift: „Erhaltet mir Weib und Kind, die Eurer Gut empfohlen sind.“

Zum Schluß der Feier zieht Jung und Alt in Gruppen und kleinen Zügen aufgelöst auf den Hügel hinauf zum lodernen Feuer, das inzwischen die Buben angezündet haben.

Ein tolles Freudenleben entwickelt sich mit Sauchzen und Reigentanz.

Rings auf den Höhen flammen die Freudenfeuer. Die Hirten haben schwere Holzbürden zuoberst auf den Felsengipfel hinaufgetragen; ihr Feuer, das höchste im Lande, will sagen: Auch wir lieben das Vaterland!

„Und so lang ich noch leb', meine Freud auf der Welt
Muß auf dich, ja auf dich und dein Glück sein gestellt!

Du mein teuerstes Land, du mein heimisches Land,

O du Schweiz! wie ich kein's unterm Himmel noch fand!“ J.V.

Alfred Huggenberger.

— Schluß. —

Ein liebevolles Verständnis für das Kleine und Schwache in Natur- und Menschenleben ist dem Dichter eigen. So versteht er die Sprache des unfruchtbaren Bäumchens, das unschuldig sterben soll; es hat in eitler Freude an Frühling und Sonnenschein den Tag verscherzt, zu früh geblüht, seine Kraft vergeudet, kein Glück versäumt; drum ist es unfruchtbar geblieben:

„Ich weiß, ich hab' nicht wohl getan —
Ich weiß, daß ich nicht anders kann.“

Nun bittet es noch um einen einzigen Tag Wer erkennt hier nicht die poetische Einleitung des pädagogisch-juridischen Problems, das unsere Zeit zu lösen sich anschickt? Das Märchenreich der Wiese mit seinem Krabbelvolk von Emsen und Käfern und Grillen und Mücklein ist meisterlich geschildert im Gedichte „Kleines Reich“. Der Dichter schaut in die großen, stummen Augen der Natur:

„Ein Grashalm zittert neben mir,
Ein Mücklein schwingt sich drauf geschwind
Aus kühlverstecktem Nachtquartier,
„Was willst du, großes Menschenkind?
Du wirst wohl kaum ergründen,
Was jedes von uns summt und summt.““

Den besten Naturdichtern aller Zeiten tut es Huggenberger gleich; er hat als Bauer eine ganz persönliche Note noch beizutragen, was viele andere nicht können: sein eigenes Miterleben. Die „klare Herrgottsfrühe“ hat er tausendmal in sich aufgezogen, seiner Wiese hat er tausendmal „das Haar gekämmt“; drum kann er auch besser wie andere empfinden: „Und gibt's was Schönres auf der Welt als so ein sauber gepflügtes Feld!“ und drum lacht ihn die gemähte Wiese an „wie ein staunend Kind“. Und kann ein anderer Dichter leicht den Klang des Dengelhammers, das Gesurre des Wegsteines, das Sirre-sang, Klirre-klang der Sense oder gar das „raffelnde Mähmaschine“ poetisch verwerten? Es gibt, wie mich dünkt, nur einige wenige Gedichte, die diese Poesie ausschöpfen. Unser Bändchen enthält sie: „Der Mäder“, „Vor der Ernte“, „Reife Wiese“, „Auf der Mähmaschine“.

Ich will aber die Leser nicht irreführen so etwa, daß sie in Huggenberger einen lyrischen Spezialisten erblicken sollten. Ihm sind auch die großen Probleme der Weltpoesie nicht fremd. Er besingt mit Tönen, die an das Volkslied und an „Des Knaben Wunderhorn“ gemahnen, was das Herz von Liebe und Glück träumt und erhofft.

„Wann kommt das Glück gegangen,
Von dem wir oft geträumt?
Es läßt uns hoffen, bangen
Und säumt, und säumt.“

Oft kommt ihm die Antwort ganz unvermutet auf die Lippen, wenn er sein frohes Heute empfindet als Gewinn seines eigenen arbeitsreichen Lebens:

„Leis legt sich auf den Pfad der Mühe
Des Glückes wunderbarer Schein.“

Oder wenn er seiner lieben Gefährtin gedenkt:

„Nun schreit' ich jügend hinterm Pflug;
Das Leben macht mich reich genug.
Die Rosen plaudern Tag und Nacht
Vom Glück, das in zwei Herzen wach.“

Oder auch, wenn er am Waldsaume die Wiese mäht, dann schwebt es als Symbol hoch oben in blauer Luft.

Mit Storm und Mürike wetteifert er, den Volkston zu treffen. Manche seiner Lieder dürfen sich mit dem Besten messen, was diese bewußten Volksliederdichter geschaffen. An Richter oder Schwind im Inhalt und an Güte im Stil erinnert das, wie mir scheint, beste Gedicht dieser Gruppe:

Hochzeit.

Sonnengold auf allen Wegen,
Blütensehne auf Kranz und Flor;
Zwischen schimmernden Gehegen
Steigt ein Hochzeitszug empor.
Frische, jugendfrohe Paare,
Mütterchen im Schmuck der Jahre,
Lautschen bang der Glocke Chor.

In der dämmrigen Kapelle
Flimmert leis das ew'ge Licht.
Eine zögert auf der Schwelle,
Rosig glüht ihr zart Gesicht.
Nimm den Kelch, du junges Leben!
Was der Herrgott uns gegeben,
Falsche Gabe ist es nicht!

Ob der Pfad oft hart zu gehen,
Dräun am Wege Dorn und Stein,
Wenn vier Augen sich verstehen,
Muß es schön zu wandern sein.
Mancher will sich selbst betrügen,
Doch das Glück glaubt keinen Lügen:
Liebe baut das Haus allein.

Den Märchenzauber und das geheimnisvolle Schweigen des Waldes besingt er in wunderbaren Tönen. Sein „Lied vom Walde“ atmet den Duft der ahnungstiefen Romantik Eichendorffschen und Tieckschen Gedankens. Hier wie anderswo beobachte ich die geniale Übereinstimmung zwischen Form und Inhalt:

„Doch wenn ein Harfner, gottbegnadet,
Das Lied vom Walde fand':
Das Lied, das alle Zauber löst,
Das alle Rätsel deutet,
Dann wär der Traum zu End!“

Aus dieser Reimlosigkeit der ersten Zeilen und dem unvermuteten, kurzen Reimschlusse des Strophenendes hört mein Ohr das Stammeln des übervollen Dichterherzens heraus, das diese Fülle der Poesie nicht zu fassen vermag. Dazu stimmt die Märchenvision mit der Personifizierung des Waldes-schweigens in den wundervollen Versen:

Kein Wesen darf die Stille töten,
Es ringt kein Laut sich los.
Die Herrin reitet durch ihr Reich
Auf silberweißem Felser,
Den Hufschlag trinkt das Moos.“

Neben all dem Schönen und Feinen, das die Abschnitte „Heimgarten“, „Im Volkston“, „Bunte Lese“, des Bändchens enthalten, könnte ich persönlich die „Balladen“ und die Reiterlieder leicht missen. Dem Dichter sind sie gutes Recht. Ich werde aber kaum fehlgehen, wenn ich die Stärke und die Bedeutung der Huggenbergerischen Lyrik in jenen kleinen, gedankenvollen, poetischweren Gedichten sehe, die die lebenswürdige, in Lebenserfahrung gereifte Dichterpersönlichkeit so rein und hell wiederstrahlen. Es ist daselbe, was uns Hebbels und Meyers Lyrik wertvoll macht. Ich schließe diese Betrachtung mit dem Gedichte, das mir diesen letztern Gedanken aufgedrängt hat.

Sonnenzauber.

Wer in diesen Sommertagen
Wächst nach Herbst und Winter fragen?
Solches reiche Sonnenleben
Kann uns nur der Sommer geben.

Als mein Herz noch ahnend schwärmte,
Sich um Frühlingsflitter härmte,
Wähnt' ich: Wann dies Licht verglommen,
Wird der tote Friede kommen.

Friede! Ja das ist dein Wesen!
Doch dein Häuch bedeutet Leben!
Quellen sprudeln tief im Grunde;
Gnadenzeit ist jede Stunde!

Sieh den Baum im Licht sich baden,
Heilgeflüht von Not und Schaden!
Wächst der Trost, wenn Stürme toben:
Sonnenzauber zieht nach oben!

* * *

In der Besprechung des zweiten Büchleins, des Novellenbuches, muß ich mich des Raumes halber kürzer fassen. Von den kleinen Leuten wollen uns diese Geschichten erzählen. Seit Jean Paul versteht das deutsche Lesepublikum die „Freude an kleinen Dingen“. Das Interesse an kleinen Schicksalen, für das Glück und das Leid der kleinen Leute fand Nahrung und Stärkung in der Dorfgeschichte, die bei Zschokke und Auerbach in sentimentalischer Färbung breitspurig auftritt, von Gotthelfs Realismus durchglüht und von Kellers reifer Poesie geläutert und geklärt wird. Huggenberger setzt hier ein. Daß er den Naturalismus nicht mitmacht, dem viele seiner schweizerischen Kollegen huldbigen, begreifen wir im Hinblick auf sein künstlerisches Wesen und seine derzeitige Entwicklungsstufe gut. Diese letztere erscheint mir gekennzeichnet in der ersten der sechs Erzählungen des Sammelbändchens. „Daniel Pfund“ ist nicht nur die beste Erzählung, die Huggenberger bis heute geschrieben hat (so weit ich sein Geschriebenes kenne), sie ist eine der besten der deutschen Literatur überhaupt. Die Behauptung erscheint Kühn; ich kann des Raumes halber nur andeuten, nicht beweisen.

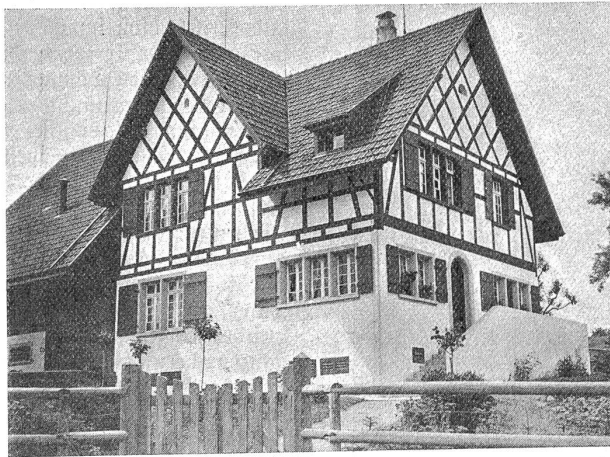
„Daniel Pfund“ ist vor allem gut erzählt. Das ist das erste Erfordernis, das Altmeister Götthe für die Erzählung aufstellt („Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“). Was darunter zu verstehen ist: das schlichte Nacheinander von Handlungen in gleichmäßigem nicht zu schnellem und nicht zu schleppendem Tempo. „Daniel Pfund kam mit 12 Jahren als Dienstknecht nach dem Dörfchen Kaltacker oberhalb Reichenberg. Im vierundfünfzigsten starb er daselbst als lediger Güterknecht.“ Das klingt in dieser lapidaren Kürze überzeugend und wahr, wie der Anfang einer Novelle aus Boc-

caccio. Wer so beginnt kann auf Interesse rechnen; ganz sicher kommt der Erzähler bald mit der „merkwürdigen Begebenheit“, auf die der Leser ein gutes Recht hat. „Nicht daß er sich nie um die Mädchen gekümmert hätte,“ so fährt die Geschichte fort (man beachte die geschickte Verzahnung mit dem vorhergehenden Satz!) Gleich kommt der Dichter zur Hauptsache: Daniel Pfunds Liebesgeschichte. Und nun folgt Satz um Satz die Abwicklung eines Lebensschicksals, das uns bis zum glücklichen Ende spannt und fesselt; denn es ist ein ergreifend schönes Leben, das Leben dieses Daniel Pfund. Ein königlicher Charakter steckt in diesem schlichten Bauernknecht; treu in der Liebe, aber rein bis ins innerste Mark, durchdrungen vom Pflichtbewußtsein, seiner selbst sicher auch in den schwülsten Stunden der Anfechtung. — C. F. Meyer liebt als poetisches Problem eine große Versuchung (Pescara, Herzog Rohan, Angela Borggia, die Richterin). Huggenberger führt seinen Daniel Pfund durch viele kleine Versuchungen hindurch; immer aber geschieht dies mit Meyerischer Kunst: der Held steigt groß daraus hervor. Da ich von C. F. Meyer spreche, kommt mir noch eine Parallele zu Sinn. Man hat viel Meyers Kunst der Ausnützung der malerischen Situation gerühmt (Cangrandes Hof am Herdfeuer in der „Hochzeit des Mönchs“, Dantes Erscheinen und sein Abtreten ebendort). Dieselbe Kunst finde ich im Daniel Pfund verwendet: „Daniel Pfund weckte etwas länger als sonst, um der leichtfüßig Abwärtschreitenden unauffällig mit den Blicken folgen zu können, bis sie im Haselhölzchen verschwand.“ „Am Abend, als er mit dem Pferd am Brunnen stand und ihm zuschaute, wie es gestreckten Halses mit durstigen Lippen das Wasser einsog, und von jedem Schluck zwei kleine Bächlein bei den Mundwinkeln herausrinnen ließ, . . .“

„An einem hellen Herbstnachmittag war Daniel hart an der Kerstenbergerstraße mit Obstlesen beschäftigt. Da kam die junge Schwendibäuerin auf dem braunen Rennwagen den Berg herab gefahren . . . Sie hielt das Pferd an und wandte sich auf dem Sitze halbwegs nach ihm um . . .“

Dem Erzähler Huggenberger stehen alle die gebräuchlichen Kunstmittel wie das retardierende Spannungswirkende Einhalten und Anfsichhalten, die Kontrastgebung, das Mittel der Naturstimmung (Gewitter im Moment der Versuchung durch die Mami Steiner) u. zur Verfügung. Mit der Meisterchaft aber, die ihn an die Seite unserer größten Erzähler rückt, handhabt er die indirekte Charakteristik, d. h. die Charakterschilderung durch die Handlung. Als Daniel Pfund zweiundzwanzig Jahre alt war verliebte er sich in Alwine Merk. Das ging so zu: Alwine kam neben Daniel vorbei, als dieser mähte. „Ihre Blicke kreuzten sich eine Sekunde lang; da war es ihm, als sei ihm jetzt etwas ganz Sonderbares begegnet.“ Noch lange dachte er darüber nach: was sie wohl mit ihrem Blick gemeint habe, und ob er sie wohl hätte anreden sollen, etwa:

„Früh, früh!“ oder „Wie steht's in den Neben?“ Später, als er ihr den Waschkorb tragen half, dachte er; „Ach, wenn man doch immer neben ihr schaffen könnte!“ Und dann die köstliche Selbstcharakterisierung: Wie Daniel im Kasperltheater steht und der Kasperli, der sich sogar über den Teufel hinweggesetzt, am Ende im breiten Rachen des Krokodils verschwand, da denkt er bei sich: „mit Recht wäre er halt doch weiter gekommen.“ Wer sieht da nicht schon den gutmütigen, redlichen Daniel vor sich, der seiner Liebsten zu liebe die traute Tabakspfeife zupflügt und, nachdem er sie später wiedergefunden,



Huggenbergers Wohnhaus in Gerlikon.

im Kleiderkasten als Liebesandenken bis an sein selbiges Ende verwahrt.

Nicht minder vollendet ist das prächtige Naturkind, die Alwine Merk, in ihrer Art auch ein ganzer und tüchtiger Mensch. Sie will eine richtige Bäuerin werden, ein Haus haben „an der Straße mit roten Kiegeln und grünen Läden“. Zugleich liebt sie das tapfere, treue Herz des Knechtes und kann nicht von ihm wegkommen. Der Dichter hat hier bewußt oder unbewußt ein Naturspiel poetisch verwertet, das so oft im Leben sich wiederholt: zwei ungleiche Seelen, die sich gegenseitig anziehen und doch nicht zusammenkommen können, weil ein ganz kleines Etwas sie immer auseinanderreißt . .

Ähnliche psychologische Probleme werden in der dritten

und vierten Novelle behandelt. An Heyße und Storm erinnern „Der Holz-Schuhmacher“ und „Am Heidenweißer“; inhaltlich, weil von seltsamen Menschen und wunderlichen Schicksalsverknüpfungen die Rede ist, technisch, weil sie die Erzählform tragen, die jenen Novellenmeistern eignet: die Ichform. Hier wären noch viele Zusammenhänge aufzudecken, die Huggenberger mit seinen kongenialen Vorgängern verbindet. Insbesondere müßte man auf das Zusammenfinden Huggenbergers mit G. Keller hinweisen, das sich besonders auffällig in der prächtigen Charakternovelle „Jakob Spöndlis Glücksfall“ zeigt. Diese Erzählung könnte füglich neben den „Mißbrauchten Liebesbriefen“ in den „Leuten von Selbwyl“ stehen.

Die Kirche von Hindelbank.

Von Dr. H. Zeffiger.

„Horch, die Trompete schallt, ihr Klang dringt durch das Grab —
Wach auf mein Schmerzenssohn, wirf deine Hülsen ab.
Dein Heiland ruft dir zu, vor ihm fliehet Tod und Zeit,
Und in ein ewig Heil verschwindet alles Leid.“

So besang der große Haller im Jahr 1751 das Grabmal Nahl's für die Frau Langhans, zu dem die Empfindsamen aller Stände vor 150 Jahren pilgerten und den Ruhm der Kirche weit herum verbreiteten. Vor etwa einem Menschenalter begann der Glanz des Grabmahls zu verblassen, die Gebildeten aber pilgerten wiederum nach Hindelbank, denn im Kirchenchor schimmerten prachtvolle Glasgemälde, vier ganze Fenster in der üppigen Pracht des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts; als Hüterin dieses Schatzes wurde die Hindelbanker Kirche zum zweiten Mal weit herum bekannt.



Die Kirche von Hindelbank vor dem Brande.

Der 21. Juli 1911 hat beides vernichtet. Kurz vor 3 Uhr nachmittags, als dumpfe Hitze über der ganzen Gegend brütete, kaum gemildert von einer stoßweise wehenden Biße, züngelte gegenüber von der Kirche ein gieriges Flämmchen zum Dach hinaus, eine halbe Stunde später brannten sechs, eine Stunde später dreizehn Häuser und mitten drin auch sie, unsere Kirche. Der hochgedeckte Turm fing zuerst Feuer; jedenfalls schon eine Viertelstunde nach dem Brandausbruch hatten die ersten Funken den Helm angezündet, um 3 1/4 Uhr blieb die Uhr stehen. Kurz vor vier Uhr donnerten die vier Glocken in die Tiefe, kaum daß sie noch hatten um Hilfe rufen können. Als um fünf Uhr die Berner Dampfspritze nach rasender Fahrt im Dorf ankam, lag die Kirche schon in Asche; vom Turm aus hatten die Flammen die Orgel, den Dachstuhl und schließlich das ganze Schiff ergriffen, krachend waren die brennenden Holzmassen hinuntergestürzt, manns hoch das Gotteshaus mit glühendem Schutt erfüllend. Klirrend zersprangen die Scheiben gegen 1/2 6 Uhr, der letzte Rest der alten Herrlichkeit.

Die Kirche in Hindelbank wurde um das Jahr 1510 neu gebaut, als der Kirchensatz an die bernische Familie von Erlach kam; zur Stunde noch prangt über der geschwärzten Turmtür das Erlachwappen, das Hans von Erlach in berechtigtem Stolz anbringen ließ. Eine einschiffige Anlage mit Chor war entstanden, auf der nördlichen Langwand standen zwei gewölbte Seitenaltarnischen, das Ganze überdeckte eine einfache Holzdecke; ehrlich und derb strebte der viereckige Turm empor, schlank und zierlich krönte ihn ein spitzer Helm, feierlich luden die Glocken die Frommen zu Gebet und Predigt. Das Innere war nach damaliger Sitte kahl, ohne Bestuhlung und Orgel, bloß im Chor stand der Altar mit dem Allerheiligsten. Dafür sorgte die Farbenfreude der damaligen Zeit für einen reichen Schmuck an Glasgemälden, deren satte Töne das grelle Sonnenlicht in geheimnisvolles Gefunkel auslösten. Voran ging der löbliche „Stand“, d. h. die Regierung von Bern, die 1510 ihr Wappen und den Schutzpatron St. Vinzenz stiftete; kurz nachher oder zur selben Zeit schenkte der Stand Solothurn sein Wappen und seinen heiligen Ursus und der Kirchenstifter einen heiligen Johannes, den Evangelisten und den Erlöser mit Maria und Johannes, sowie einen heiligen Christoffel und eine heilige Katharina. Zwei Jahrhunderte später wurden die vier Chorfenster gefüllt mit Stiftungen der weitverzweigten erlachischen Verwandtschaft, die fast den ganzen bernischen Adel der damaligen Zeit umfaßte und ursprünglich im alten Erlachhaus an der Junkerengasse genesen waren. Acht große viereckige und 56 kleinere runde Scheiben waren da und im Fenster der südlichen Schiffwand noch zwei weitere größere und acht kleinere — im Ganzen 74 Werke der bedeutendsten damaligen Glasmaler.